

POSTKOLONIALE STUDIEN

Entwicklungen, Positionen, Perspektiven

Von Heinz Antor (Köln)

Als Patrick Williams und Laura Chrisman im Jahr 1993 eine kritische Anthologie mit dem Titel ›Colonial Discourse and Post-Colonial Theory‹ herausgaben, bemerkten sie in ihrem Vorwort, einige Jahre zuvor wäre ein solches Unterfangen noch ein höchst seltsames gewesen. Man hätte, so die beiden Herausgeber, einerseits gegen die Annahme ankämpfen müssen, postkoloniale Studien seien kein Gebiet von ernsthafter akademischer Bedeutung, und andererseits nur aus einem relativ beschränkten Fundus von Texten schöpfen können, um eine solche Anthologie zusammenzustellen. Glücklicherweise sei dies nunmehr völlig anders, und man könne sogar einen derart rapiden Anstieg des Interesses an Aspekten des Postkolonialismus beobachten, dass sich schon wieder die Frage stelle, ob man es mit einer Modeerscheinung zu tun habe.¹⁾

Weitere knapp zehn Jahre später scheint man dies verneinen zu können, und so ist es an der Zeit, eine kritische Bestandsaufnahme postkolonialer Studien vorzunehmen. Im Folgenden sollen hier daher ein kurzer historischer Überblick über die Entwicklung der *postcolonial studies* sowie eine prägnante Darstellung einiger der wichtigsten zur Zeit diskutierten Konzepte präsentiert werden. Schließlich wird auch über Perspektiven für die künftige Entwicklung dieses dynamischen Gebietes zu sprechen sein. Angesichts der Fülle von Ansätzen, der Heterogenität des zu untersuchenden akademischen Feldes und der begrenzten zur Verfügung stehenden Zeit müssen wir allerdings Schwerpunkte setzen, so dass hier nur *eine* Geschichte postkolonialer Studien nachgezeichnet werden kann und der Katalog ausgewählter Konzepte und Positionen ergänzungsbedürftig bleiben muss. Aufgrund des interdisziplinären Charakters des postkolonialen Projektes bleibt auch anzumerken, dass meine eigene akademische Herkunft aus der Anglistik ebenfalls die folgende Darstellung entscheidend beeinflussen wird und der Komplementierung durch Sichtweisen anderer Fachvertreter bedarf.

¹⁾ PATRICK WILLIAMS und LAURA CHRISMAN (eds.), *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory. A Reader*, London und New York: Harvester Wheatsheaf 1993, S. ix.

Postkoloniale Studien haben verschiedene und hybride Wurzeln. Sie sind ein Ergebnis der vielfältigen kulturellen Kontakte und Konflikte, die durch das Phänomen des Kolonialismus ausgelöst wurden. Die Ursprünge postkolonialer Kritik gehen auf synkretistische marxistische Traditionen anti-kolonialer Befreiungsbewegungen ebenso zurück wie auf weitere Emanzipationsbemühungen, etwa in Bereichen der inzwischen klassischen Triade von *race*, *class* und *gender*, die als Gegenbewegungen zu bürgerlichen Nationalismen in der Zeit nach der Erlangung formaler Unabhängigkeit durch ehemalige Kolonien entstanden.

Seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts lässt sich in steigendem Maße die akademische Rezeption solcher eher politischer Ansätze beobachten, die zur Theoriebildung und Systematisierung der Auseinandersetzung mit den genannten Phänomenen führte, aber auch zu einer stärkeren Berücksichtigung kolonialer und postkolonialer Kulturen und vor allem auch Literaturen im Rahmen der traditionellen Universitätsfächer. Dabei müssen als weitere Quellen und Bezugspunkte der neu entstehenden Disziplin der *postcolonial studies* verschiedene theoretische Ansätze von Kulturanalyse genannt werden, wie etwa die Psychoanalyse, die Dekonstruktion, der Feminismus und der Poststrukturalismus, um nur einige wenige zu nennen.

Postkoloniale Studien entstanden also aus der Weiterentwicklung und Transformation konventioneller und zumeist westlicher politischer und kultureller Paradigmen und stellen eine kritisch-analytische Reaktion auf die Bedingungen des neuen Weltsystems dar. Sie befassen sich vor allem mit den Entwicklungen seit 1492, jenem Jahr also, in dem mit der transatlantischen Reise des Kolumbus die europäische koloniale Expansion begann und mit der endgültigen Vertreibung der Mauren aus Spanien das Ende des islamischen Multikulturalismus und der Beginn der spanischen Inquisition eingeläutet wurden. Postkoloniale Studien sind auch das Ergebnis eines dialektischen historischen Prozesses, bei dem der imperialen Aneignung der Welt durch die Kolonialmächte seit der frühen Neuzeit und vor allem im 19. Jahrhundert die Rückeroberung der Macht durch die kolonialisierten Völker im 20. Jahrhundert folgt. Das hier vorzustellende Projekt ist somit als kritische Auseinandersetzung mit den Entwicklungen von Moderne und Kapitalismus zu sehen und stellt eine Form von Internationalismus dar, die ein starkes historisches Interesse mit kulturwissenschaftlicher Analyse vereint. Postkoloniale Studien beschäftigen sich jedoch nicht nur mit den Phänomenen von Kolonialismus, Entkolonisierung und daraus resultierender Erlangung nationaler Souveränität, sondern auch mit den neuen Abhängigkeitsverhältnissen eines inneren Kolonialismus sowie mit neuen ökonomischen Hegemonien in einem imperialistischen Weltsystem.

Wie der Marxismus orientieren sich postkoloniale Studien auch an den materiellen Bedingungen des Lebens im und nach dem Ende des kolonialen Systems. Da sie jedoch vor allem die Perspektive des kolonialisierten Subjekts in den Vordergrund rücken, um somit nicht mehr die Kolonialperspektive des vermeintlichen Zentrums zu privilegieren, berücksichtigen sie in stärkerem Maße als der deutlicher auf äußere historische Bedingungen fokussierte Marxismus die individuell empfundenen Aus-

wirkungen des Kolonialismus auf den Menschen. Dies zeigen vor allem die zahlreichen Schilderungen und Analysen solcher Effekte in der postkolonialen Literatur.

Die systematische wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Kolonialismus und seiner Folgen hat eher frankophone Ursprünge, und auch in den anglophonen *postcolonial studies* wird gerne auf englische Übersetzungen zunächst in französischer Sprache publizierter früher Werke etwa Frantz Fanons, Leopold Sédar Senghors oder Aimé Césaires zurückgegriffen. Dies hängt damit zusammen, dass die französische Kolonialmacht im Rahmen ihrer als *mission civilisatrice* verstandenen Herrschaft in den Kolonien bessere Bildungsangebote für die indigene Bevölkerung bereitstellte als dies in manchen anglophonen Kolonien der Fall war, so dass zahlreiche einflussreiche Intellektuelle der Frühphase postkolonialer Studien eben aus der Frankophonie stammen.²⁾

Besonders zu nennen ist hier der aus Martinique stammende Psychiater Frantz Fanon (1925–1961), der im algerischen Unabhängigkeitskrieg die Auswüchse eines rassistischen Kolonialismus als Augenzeuge miterlebte und in der Folge Mitglied der algerischen Unabhängigkeitsbewegung wurde. Es ist das Verdienst Fanons, als Erster über die Spezifik individueller kolonialer Praktiken in unterschiedlichen Regionen dieser Erde hinaus den systematischen Charakter kolonialistischer Bestrebungen erkannt und analysiert zu haben. Dies wird verständlich, wenn man bedenkt, dass Fanon vor allem den französischen Kolonialismus untersuchte, weil Letzterer in weit größerem Umfang als der britische *colonialism* ein zentralistisch gesteuertes homogenes System darstellte. Man kann die postkoloniale Theorie daher als ein wissenschaftliches konzeptuelles Gerüst betrachten, das in seinen Anfängen weitgehend auf Analysen des französischen Kolonialismus beruht.

Fanons Bedeutung geht vor allem auf zwei Werke zurück, die heute als fundamentale Analysen des Kolonialismus gelten und einen Anfangspunkt postkolonialer Studien markieren. ›Peau noire, masques blancs‹ aus dem Jahr 1952 [1968 als ›Black Skin, White Masks‹ veröffentlicht]³⁾ geht unter anderem auf Fanons Beobachtungen in algerischen psychiatrischen Krankenhäusern zurück und nimmt die Beobachtungen der unterschiedlichen Behandlungen weißer und schwarzer Patienten zum Anlass, eine Psychologie des Rassismus und des Kolonialismus zu entwickeln. Fanon beschrieb die psychischen Auswirkungen des Kolonialismus auf die einem solchen Hegemonialsystem unterworfenen Subjekte und analysierte auf marxistischer Basis die Mechanismen ökonomischer und sozialer Kontrolle in den Kolonien.

In seinem letzten Buch, ›Les damnés de la terre‹ [›The Wretched of the Earth‹], das 1961 im Jahr von Fanons frühzeitigem Tode erschien,⁴⁾ beschäftigt er sich mit

²⁾ ROBERT J. C. YOUNG, *Postcolonialism. An Historical Introduction*, Oxford: Blackwell 2001, S. 30.

³⁾ FRANTZ FANON, *Peau noire, masques blancs*. Paris: Seuil 1952 [engl. Übers. von CHARLES LAM MARKMANN, *Black Skin, White Masks*, London: Pluto 1968].

⁴⁾ DERS., *Les damnés de la terre*, Paris: Maspero 1961 [engl. Übers. von CONSTANCE FARRINGTON, *The Wretched of the Earth*, London: MacGibbon & Kee 1965].

Fragen der Entkolonialisierung, der Bedeutung von postkolonialem Nationalbewusstsein und der Rolle der Intellektuellen. Dabei entwickelte Fanon das Konzept einer so genannten *comprador*-Elite, die in die Rolle der weißen Kolonisatoren einrücken kann, ohne dabei echte soziale Veränderungen zu bewirken. Trotz schwarzer Hautfarbe trägt die neue Elite oft weiße Masken, und die Komplizenschaft der neuen Machthaber mit den alten verhindert eine echte Entkolonialisierung und führt vielmehr zu einer Form des inneren Kolonialismus. Fanon betont daher die Notwendigkeit, anti-koloniales Nationalbewusstsein im Augenblick der formalen Unabhängigkeit in ein soziales Bewusstsein zu überführen, welches alleine zu den Veränderungen führen kann, die zur Befreiung des Volkes notwendig sind. Politische Bildung ist für Fanon die Voraussetzung für eine solche erfolgreiche Fortführung des Befreiungskampfes, so dass dem Intellektuellen bei ihm besondere Bedeutung zukommt. Diese besteht auch in der Aufgabe, eine neue Nationalkultur zu schaffen, die nach dem Ende der Kolonialherrschaft die vorkolonialen kulturellen Wurzeln wiederbelebt. Als Psychologe und Befreiungskämpfer betont Fanon auch die Bedeutung eines „schwarzen Bewusstseins“, das ein widerständisches Gegengewicht zu rassistischen Vorurteilen und auf solchen aufbauenden Hegemonial- und Ausbeutungsmechanismen darstellen soll. Er übte damit auch Einfluss auf die amerikanische *black power*-Bewegung der sechziger Jahre aus und ist ebenfalls im Zusammenhang der afrikanischen *négritude*-Bewegung zu sehen.

In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts stießen allmählich nicht nur der Befreiungskampf der verbliebenen Kolonien, sondern auch deren indigene Kulturen auf Interesse an den Universitäten. In den englischen Seminaren der anglophonen Welt vor allem außerhalb Großbritanniens, aber auch an einigen deutschsprachigen Anglistikinstituten regte sich zunächst noch vereinzelter, dann aber immer deutlicherer Widerstand gegen den ausschließlichen Anglozentrismus der Studiengänge und der Lehrangebote. Dies führte zu den so genannten *Commonwealth studies*, die sich vor allem mit den Literaturen der ehemaligen englischen Kolonien auseinandersetzen. Allerdings führten die Vertreter dieser Entwicklung zunächst häufig nur ein Schattendasein und mussten oft mit der Geringschätzung der Kollegen aus dem anglistischen *mainstream* leben. Aufgrund der kaum vorhandenen Verankerung der „*Commonwealth*-Literatur“ in den Prüfungsordnungen vieler Universitäten blieben die entsprechenden Lehrangebote darüber hinaus die Domäne weniger besonders interessierter Studierender. Die Situation entsprach der von Williams und Chrisman in ihrem Rückblick gezeichneten.

Dies änderte sich im Jahr 1978, in dem Edward Said, ein in Amerika tätiger Literatur- und Kulturwissenschaftler palästinensischer Herkunft, ein Buch mit dem Titel ›Orientalism⁵⁾ veröffentlichte und damit eine äußerst bedeutende Entwicklung innerhalb der postkolonialen Studien anstieß, die heutzutage als koloniale Diskursanalyse bezeichnet wird. *Colonial discourse analysis* geht der Frage nach,

⁵⁾ EDWARD SAID, *Orientalism*, New York und London: Routledge 1978.

inwieweit und auf welche Art und Weisen der Kolonialismus beziehungsweise der Imperialismus auf einer diskursiv-ideologischen Ebene Instrumente zur systematischen hegemonialen Beeinflussung und Kontrolle der Welt entwickeln und einsetzen. So geht Edward Said in seinem Buch ›Orientalism‹ der Frage nach, wie und zu welchen Zwecken der Westen im Verlauf seiner Geschichte das Konzept des Orients konstruierte. Dabei untersucht er westliche Beschreibungen des sogenannten Orients aus den verschiedensten Disziplinen und Bereichen, so etwa der akademischen Orientalistik, der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, der Wirtschaftswissenschaft, der Anthropologie, der Biologie, der Philosophie und den Philologien, aber auch Äußerungen westlicher Beobachter außerhalb der Universität, die sich seit dem 18. Jahrhundert mit dem Orient beschäftigten. Dabei stellt Said fest, dass der Orient in solchen westlichen Quellen homogenisierend als das Andere beschrieben wird, das sich vom Westen auf vielfältige Art und Weise unterscheidet und so als dessen negative Folie zu dessen Selbstverständnis und Identitätsbildung beiträgt und in hegemonialer Weise kontrollierbar wird. Die von Said herangezogenen Quellen erweisen sich dabei als System von auf der epistemologischen Dichotomie von Orient und Okzident beruhenden Benennungsstrategien, die vermeintliches Wissen über den Orient produzieren und diesen gleichzeitig für westliche Interessen verfügbar machen. Orientalismus ist daher für Said „a Western style for dominating, restructuring and having authority over the Orient“⁶⁾. Das solchermaßen von Said beschriebene System westlicher Wahrnehmungsweisen und der daraus resultierenden Beschreibungskonventionen, das den Westen und den Orient erst als differente Subjekte auf einer ideologischen Basis konstruiert und dadurch die Autorität des Okzidents über den Orient legitimiert, entspricht der Foucault'schen Definition des Diskurses, woraus die Benennung der von Said initiierten kolonialen Diskursanalyse abzuleiten ist.

Colonial discourse analysis untersucht also die strukturellen Bezugsrahmen von literarischen und nichtliterarischen historischen Texten und die sozialen Formationen, die Konzepte des Anderen hervorbringen. Die Konstruktion von Alterität, oft als negative Folie zur Bestimmung der eigenen Identität sowie als Legitimationsstrategie für das eigene hegemoniale Handeln, ist damit ein wichtiger Untersuchungsgegenstand dieser Art postkolonialer Studien geworden. Hierbei ist der anti-essentialistisch konstruktivistische Ansatz stets von besonderer Bedeutung, da er auf der Gemachtheit, d. h. auf der an spezifischen politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Interessen orientierten Erfundenheit der jeweiligen Bilder vom Anderen insistiert und damit westliche Universalismen subversiv mit ihrer eigenen Relativität und somit ihrer Begrenztheit konfrontiert und sie dekonstruiert. Die von Said in Bezug auf das Konzept des Orients durchgeführte Analyse ist in einem breiteren Rahmen auch für die interessen geleitete westliche Konstruktion weiterer kolonialer und postkolonialer Alteritäten von Bedeutung, und so initiierte Said ähnliche diskursanalytische Untersuchungen in zahlreichen Disziplinen von

⁶⁾ Ebenda, S. 3.

der Historiographie bis zur Literaturwissenschaft, von der Indologie bis zur Afrikanistik usw. Dies ist bis heute von hoher Bedeutung und Aktualität in den postkolonialen Studien. Man denke nur an die jüngsten Untersuchungen beispielsweise zur Darstellung des Islam in westlichen Medien.

Ein von Said in ›Orientalism‹ nur beiläufig erwähnter Aspekt kolonialer Diskursanalyse, nämlich jener auch der westlichen Identitätskonstruktion, steht im Mittelpunkt eines solchen an Said orientierten Werkes wie Peter Hulmes ›Colonial Encounters. Europe and the Native Caribbean, 1492–1797‹⁷⁾, in dem sich Hulme mit kolonialen diskursiven Normen auseinandersetzt und zeigt, dass diese nicht nur erkennen lassen, wie Europa über die Anderen in der Karibik dachte, sondern auch, wie dadurch ein europäisches souveränes Ich konstruiert wurde.

Saids Buch markiert den Beginn einer derart intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Fragen des Postkolonialismus, dass er nicht ohne guten Grund oft als einer der Urväter der *postcolonial studies* bezeichnet wird. So vermerken Williams und Chrisman im einführenden Kapitel zu ihrer schon zu Beginn genannten Anthologie: „Edward Said’s *Orientalism* [...] single-handedly inaugurates a new area of academic inquiry“⁸⁾. Gregory Castle ist etwas vorsichtiger und formuliert im Vorwort zu seiner erst im letzten Jahr erschienenen Sammlung postkolonialer Texte: „Said’s *Orientalism*, with its magisterial mode of colonial discourse analysis, can be said to have founded one possible tradition of postcolonial theory“⁹⁾. Ein Grund hierfür liegt auch im heftigen Widerstand, den das Werk unter postkolonialen Kritikern, besonders solchen aus ehemaligen Kolonien, hervorrief. Man warf Said vor, seine Konzentration auf den westlichen Orientalismuskurs privilegiere das koloniale sogenannte Zentrum und verweigere dem Orient seine eigene Stimme. Daher sei Saids wohlgemeinte Analyse aufgrund ihres inhärenten Eurozentrismus unvollständig, einseitig und in Komplizenschaft mit just jenem Phänomen, das zu dekonstruieren und diskreditieren es sich anschickt. Gerade aufgrund seiner umstrittenen Rezeption und der daraus entstehenden Debatten markiert ›Orientalism‹ den Punkt, an dem westliche Universitäten begannen, kolonialen Diskurs als interessantes, wichtiges und legitimes Studienfeld zu betrachten, wodurch ein entscheidender Beitrag zur weiteren Entwicklung und Akzeptanz der postkolonialen Studien geleistet wurde.

Eine weitere Stimme postkolonialer Kritik, die unser Gebiet in ähnlicher Weise wie die Saids beeinflusste und dessen Diskursanalyse fortführt, ist die Gayatri Chakravorty Spivaks. Die aus Indien stammende Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, die sich einen Namen durch ihre weithin anerkannte Übersetzung von Jacques Derridas ›De la grammatologie‹ ins Englische machte, teilt Saids antiessentialistische Haltung, geht aber weniger der Frage nach der diskursiven Forma-

⁷⁾ PETER HULME, *Colonial Encounters. Europe and the Native Caribbean, 1492–1797*, London: Methuen 1986.

⁸⁾ WILLIAMS/CHRISMAN (eds.), *Colonial Discourse* (zit. Anm. 1), S. 5.

⁹⁾ GREGORY CASTLE (ed.), *Postcolonial Discourses. An Anthology*, Oxford: Blackwell 2001, S. xiii.

tion des Anderen durch den Westen nach, sondern vielmehr jener, ob und wie man denn jenseits des kolonialen Diskurses das subalterne kolonialisierte Andere hörbar und verstehbar machen könne. In ihrem Aufsatz ›Can the Subaltern Speak?‹ gibt Spivak eine negative Antwort auf diese Frage. Das subalterne Subjekt, das bei Spivak nicht nur ein kolonialisiertes, sondern darüber hinaus oft auch ein weibliches ist, findet aufgrund seiner Unterprivilegierung keinen diskursiven Raum vor, der nicht schon durch einen kolonialen Diskurs besetzt wäre, dessen Ziel es ist, eben jenes subalterne Subjekt zum Schweigen zu bringen. Spivak empfiehlt allerdings nicht ein aus ihrer Sicht aussichtsloses und westlichem Humanismus verhaftetes Projekt der Rekonstruktion einer vermeintlich authentischen subalternen Stimme, sondern die emanzipatorisch-subversive Dekonstruktion kolonialen Diskurses, die dessen Strategien aufdeckt und somit invalidieren hilft. Dazu bedarf es, wie Spivak in ›The Burden of English‹¹⁰⁾ darlegt, sogar einer gewissen „emanzipatorischen Komplizenschaft“, die die Voraussetzung für ein solches Unterfangen darstellt, da erst so die auf der Konstruktion von Differenz in den Bereichen *race*, *class* und *gender* beruhenden Strategien und die daraus resultierende epistemische Gewalt enttarnt werden können. Spivaks eigener Ansatz ist insofern ein gutes Beispiel für „emanzipatorische Komplizenschaft“, als sie mit der Dekonstruktion einer Strategie verhaftet ist, die im kolonialen Zentrum, also im Westen, entwickelt wurde, diese aber für Zwecke der geistigen Entkolonialisierung funktionalisiert. Um die Welt aus der verloren gegangenen Sicht des subalternen Subjekts emanzipatorisch zu verändern, zieht Spivak sogar die Möglichkeit eines strategischen Essentialismus in Betracht, der bei aller theoretischen Einsicht in die Dekonstruierbarkeit eines jeden Universalismus essentialistisch-subversive Gegenpositionen zum westlichen Kolonialdiskurs vertritt, um Letztere ins Wanken zu bringen.

Spivaks Interesse am von Antonio Gramsci entlehnten Konzept des Subalternen wird auch von einer Gruppe postkolonialer Kulturwissenschaftler geteilt, die sich vorwiegend am Beispiel Indiens mit verschiedenen Aspekten subalternen Existenz in Südasien beschäftigen. Es handelt sich dabei um die 1982 von Ranajit Guha begründete *Subaltern Studies Group*, die sich insbesondere immer wieder mit der Hegemonie des Diskurses imperialistischer Historiographie und deren Auswirkungen beschäftigen. Wiederum werden dabei häufig in für die koloniale Diskursanalyse typischer Manier die den jeweils untersuchten Texten und Dokumenten inhärenten Vorannahmen aufgedeckt und dekonstruiert. Die Erfahrungen des subalternen Subjekts, die der postkoloniale Kritiker in einer Gegengeschichte festhalten möchte, um in Opposition zu Positionen des kolonialen Diskurses zu treten, werden allerdings allzu oft erst durch eben jenen kolonialen Diskurs zugänglich, so dass sich in historischen Dokumenten just jene versteckten Vorannahmen über das Andere finden, die der Kritiker zu vermeiden sucht. Der *subaltern studies critic* befindet sich

¹⁰⁾ GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK, *The Burden of English*, in: CAROL A. BRECKENRIDGE und PETER VAN DER VEER (eds.), *Orientalism and the Postcolonial Predicament. Perspectives on South Asia*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1993, S. 134–157.

also in einer Situation der *in-betweenness* und muss die Ambivalenz seiner hermeneutischen Lage verstehen und kritisch hinterfragen.

Wie Edward Said und Gayatri Spivak hat sich auch der aus der indischen Minderheit der Parsi stammende, lange Zeit in England und nunmehr in den USA tätige Homi Bhabha dem Projekt einer kritischen Dekonstruktion des kolonialen Diskurses und der Konstruktion subversiver Alternativen dazu verschrieben.¹¹⁾ Daher werden die drei genannten Kritiker auch häufig in einem Atemzug genannt und aufgrund ihres immensen Einflusses auf ihre Disziplin scherzhaft als „Holy Trinity of Postcolonial Studies“, also als Heilige Dreifaltigkeit postkolonialer Studien bezeichnet. Dies darf allerdings nicht über die Unterschiede hinwegtäuschen, die Bhabhas Positionen von denen Suids trennen. Wenngleich ‚Orientalism‘ auch für Bhabha ein wichtiger Anknüpfungspunkt ist, geht er doch vor allem über den dort hypostasierten Binarismus zwischen Kolonisator und Kolonisierten, zwischen Ost und West, hinaus und untersucht die mannigfaltigen und unterschiedlichen Beziehungen und auch Ähnlichkeiten zwischen diesen beiden Polen einer Dichotomie, die Bhabha in ein komplexes Geflecht hybrider Bezüge auflöst. Zu den Gemeinsamkeiten zwischen *colonizer* und *colonized* zählt beispielsweise die Tatsache, dass sich beide mitunter des Mittels des Stereotyps im gegenseitigen Umgang miteinander bedienen.

Wie Spivak nutzt Bhabha die Dekonstruktion und wie Fanon ist er an psychoanalytischen Methoden interessiert und entwickelt damit einen literatur- und kulturhistorischen Ansatz, der aufzeigt, wie das kolonisierte Subjekt einerseits danach strebt, die Position des Kolonisators einzunehmen (*mimicry*), andererseits jedoch die eigene Positionalität nicht aufgeben möchte oder kann. Dies ist ein typisches Beispiel für die Ambivalenz, die nach Bhabha die (post)koloniale Subjekt-konstitution prägt. *Colonizer* und *colonized* konstruieren ihre Identitäten in einem gegenseitigen Interdependenzverhältnis, wobei beide einander beeinflussen, so dass kulturelle Identität immer in einem widersprüchlichen, ambivalenten, so genannten „dritten Raum“ diskursiver Konstruktion entsteht, der jegliche essentialistische Vorstellung von kultureller Reinheit und von einer Hierarchie der Kulturen verunmöglicht. Bhabha propagiert seinen „dritten Raum“ als Möglichkeit der Konstitution eines Konzepts internationaler Kultur, das die Exotik einer Diversität von nebeneinander existierenden Kulturen, wie es etwa der Multikulturalismus beschreibt, überwindet und durch die hybride Qualität transkultureller Formationen ersetzt, die durch die produktive, synkretistische und synergetische Fusion von Elementen verschiedener kultureller Provenienz gekennzeichnet sind. Bhabhas Konzept der so genannten *Mimicry* beschreibt das ambivalente Verhältnis zwischen den am kolonialen Prozess beteiligten Kulturen und den subversiven Effekten, die

¹¹⁾ Vgl. HOMI BHABHA (ed.), *Nation and Narration*, London und New York: Routledge 1990. – DERS., *The Location of Culture*, London: Routledge 1994. – DERS., *Unsatisfied. Notes on Vernacular Cosmopolitanism*, in: LAURA GARCIA MORENO und PETER C. PFEIFFER (eds), *Text and Nation. Cross-Disciplinary Essays on Cultural and National Identities*, Columbia, SC: Camden House 1996, S. 191–207.

der Hegemonialanspruch der Kolonisatoren selbst auslöst. Die Kolonisierten werden dazu ermuntert, die Kultur der *colonizers* zu imitieren, was aber selbst bei gutwilliger Zustimmung der kolonisierten Subjekte nicht zu einer exakten Kopie etwa der englischen Kultur führt. Vielmehr ist das Resultat laut Bhabha „almost the same, but not quite“¹²). Die aufgrund der eigenen kulturellen Rezeptionsposition der Kolonisierten und deren unausweichlichem Einfluss immer unvollständige oder auch übertriebene Kopie etwa der englischen, französischen oder spanischen Kultur ist eine hybridisierte Fassung der Kultur der Kolonisatoren und entwickelt dadurch mitunter ein subversiv-parodistisches Potential, das von der Hegemonialmacht als Bedrohung empfunden wird. Bhabha beschreibt Mimicry daher als „a flawed colonial mimesis in which to be Anglicized is *emphatically* not to be English“¹³). Die Ambivalenz des Verhältnisses der beteiligten Kulturen, das zwischen Anziehung und Ablehnung schwankt, löst somit auch die Dichotomie von kolonialer Komplizenschaft und anti-kolonialem Widerstand auf und zeigt vielmehr eine Struktur, in der beide Pole gleichzeitig in einem Verhältnis komplexer Verflechtung existieren, das mit einfachen Binarismen nicht zu beschreiben ist.

Bhabha hat durch solche Kritik eine allgemeine Entwicklung in den postkolonialen Studien ausgelöst, die in den letzten Jahren zur Ablehnung von binärem Denken als einer selbst dem kolonialen Diskurs verhafteten Form der Konzeptualisierung von Welt geführt hat. So stellt Anne McClintock fest: „[...] post-colonial theory has sought to challenge the grand march of Western historicism and its entourage of binaries (self – other, metropolis – colony, centre – periphery, etc.)“¹⁴). Auch Edward Said geht in ›Culture and Imperialism‹, seinem zweiten großen Buch im Bereich postkolonialer Studien¹⁵), insofern über ›Orientalism‹ hinaus, als er den Binarismus des ersten Buches überwindet und stattdessen eine differenziertere, komparatistische oder „kontrapunktische“ Perspektive vorschlägt, die sich zwar mit diskrepanten Erfahrungen auseinandersetzt, ohne diese allerdings auf eine krude Polarität zwischen beispielsweise dem Osten/Orient und dem Westen zu reduzieren. Vielfach bedient sich die postkoloniale Theorie auch des von Deleuze und Guattari entlehnten Konzeptes des Rhizoms, um binäres Denken zu unterlaufen. Die Ausbeutungsmechanismen kolonialer und imperialer Hegemonialstrukturen funktionieren demnach nicht lediglich monolithisch von einem Zentrum ausgehend und die Peripherie unterdrückend, sondern rhizomisch und dynamisch in komplexen Operationen, die nicht nur von einer einzigen Wurzel ausgehen und hierarchisch von oben nach unten wirken. Vielmehr haben der koloniale und der imperialistische Prozess viele verschiedene Wurzeln, wie etwa das als Rhizom bezeichnete Wurzelsystem der Bambuspflanze, und wie dieses breiten sich kulturelle Hegemonialverhältnisse oft nicht nur vertikal aus, das heißt von der kolonialen Obrigkeit

¹²) BHABHA, The Location of Culture (zit. Anm. 11), S. 86.

¹³) Ebenda, S. 87.

¹⁴) ANNE McCLINTOCK, Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Context, New York und London: Routledge 1995, S. 10.

¹⁵) EDWARD SAID, Culture and Imperialism, London: Vintage, 1994 [1993].

hinunter zu den Unterdrückten, sondern auch horizontal, beispielsweise innerhalb der nur vermeintlich homogenen Gruppe der Kolonisierten durch das Phänomen einer *comprador intelligentsia* und deren Komplizenschaft mit den ebenso wenig homogenen Kolonialherren, durch psychologische Internalisierungen imperialistischer Denkstrukturen und durch vielfältige, netzwerkartige Beziehungen zwischen *colonizers* und *colonized*. Koloniale Vorgänge der Deterritorialisierung und der Reterritorialisierung von Machtstrukturen, wie Deleuze/Guattari sie beschreiben, sind von einer derartigen Komplexität geprägt, dass sie eine Dichotomie wie die hier verwendete von Kolonisatoren und Kolonisierten als simplizistisch erscheinen lassen.

Die hier angesprochene Tendenz zu stärker differenzierenden Ansätzen innerhalb der postkolonialen Studien hat in den vergangenen Jahren zu einer Entwicklung geführt, die insofern Kritik an den Grundannahmen und Methoden der *colonial discourse analysis* übt, als sie ihr ein Übermaß an universalisierender Konzeptualisierung des Kolonialismus als eines allgemeinen globalen Phänomens vorwirft und eine damit einhergehende mangelhafte Berücksichtigung vor allem regionaler Spezifiken. Die im letzten Jahr erschienene und von Gregory Castle edierte kritische Anthologie mit dem Titel ›Postcolonial Discourses‹¹⁶⁾ ist ein gutes Beispiel für diese Tendenz. Castle gliedert die von ihm gesammelten Texte nicht primär nach Konzepten, wie dies etwa noch in den Anthologien von Williams/Chrisman¹⁷⁾, Ashcroft, Griffiths und Tiffin¹⁸⁾ und Mongia¹⁹⁾ der Fall war, sondern nach den Regionen, mit denen sie sich befassen. Lediglich Castles erste Sektion mit dem Titel ›Postcolonial Discourses: Complicity and Critique‹ analysiert allgemeinere konzeptuelle Aspekte der *postcolonial studies*, während die Kapitel zwei bis sechs sich mit Indien, Afrika, der Karibik, Australien und Irland auseinandersetzen. Castles Ansatz weist damit gewisse Parallelen zu dem der *area studies* auf und stellt den Versuch dar, die politischen, ästhetischen, sozialen und historischen Dimensionen lokaler Bedingungen wieder stärker in den Mittelpunkt wissenschaftlichen Interesses zu stellen. Auch das starke theoretische Interesse am Konzept der Nation, das in den achtziger und insbesondere in den neunziger Jahren Gegenstand zahlreicher Untersuchungen war,²⁰⁾ findet hier seinen Niederschlag.

In der Tat lässt sich das Argument nicht von der Hand weisen, dass jeweils lokale Spezifika die Phänomene von Kolonialismus und Imperialismus in immer neuen und differenten Formen erscheinen lassen und dass globale Beschreibungen diesen oft nicht ausreichend gerecht werden können. „Thick description“ im Sinne von Clifford Geertz²¹⁾ und die genaue Berücksichtigung von Differenz sind daher

¹⁶⁾ Zit. Anm. 9.

¹⁷⁾ Zit. Anm. 1.

¹⁸⁾ BILL ASHCROFT, GARETH GRIFFITHS und HELEN TIFFIN (eds.), *The Post-Colonial Studies Reader*, London und New York: Routledge 1995.

¹⁹⁾ PADMINI MONGIA (ed.), *Contemporary Postcolonial Theory. A Reader*, London: Arnold 1996.

²⁰⁾ Vgl. u. a.: BENEDICT ANDERSON, *Imaginary Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London: Verso 1983; – BHABHA (ed.), *Nation and Narration* (zit. Anm. 11).

²¹⁾ CLIFFORD GEERTZ, *The Interpretation of Cultures*, London: Fontana 1993 [1973], S. 3–30.

unabdingbar für postkoloniale Studien. Robert Young konstatiert deshalb in ›Postcolonialism‹, seiner großen Studie zur Entwicklung und Geschichte unserer Disziplin: „[...] there is no ‘postcolonial condition’ outside specific instances of complex interminglings of structural forces with local, personal experience.“²²⁾

Andererseits sollte man sich davor hüten, aus einem anti-essentialistischen Reflex heraus jegliche an transkulturell beobachtbaren Gemeinsamkeiten kolonialer Verhältnisse orientierte Analyse zu verurteilen, da manche kolonialen Strategien erst so vollends erkennbar werden. Young teilt auch diese Position und schreibt: „Despite the heterogeneity of history, geography and administrative models, from the point of view of the colonized society, colonization of all forms brought about similar disruptive consequences.“²³⁾ Die Verschleierung solcher systematischer Ähnlichkeiten kolonialer Unternehmungen in unterschiedlichen Regionen und die Negation der Vergleichbarkeit der jeweiligen Verhältnisse war seit jeher eine Strategie, deren sich Kolonisatoren bedienten, um nach dem Motto „Divide et impera“ internationale Allianzen gegen eine imperiale Hegemonialmacht zu erschweren. Sowohl die globale als auch die lokale Dimension sind also in den postkolonialen Studien der Zukunft zu berücksichtigen, „local knowledge“ und globale Perspektiven müssen gleichermaßen gewürdigt werden, und zwar nicht als getrennte oder gar als konkurrierende Projekte, sondern als eng miteinander verzahnte Bereiche, deren gegenseitige Abhängigkeit und Beeinflussung zu untersuchen sein wird. Roland Robertson²⁴⁾ versucht, Heterogenität und Homogenität in einem neuen Ansatz zusammenzuführen, der auf dem Konzept einer globalen Kultur beruht. Dieter Riemenschneider²⁵⁾ hat anlässlich des Wiener Anglistentages im Jahr 2001 am Beispiel einer Analyse der Kultur der neuseeländischen Māori demonstriert, wie durch die Vorstellung des Globalen auch die simplizistische Dichotomie des Biculturalismus überwunden werden kann. Ähnliche Ansätze finden sich auch in Homi Bhabhas Konzept eines „vernacular cosmopolitanism“ sowie in jenem der „temporality of continuance“²⁶⁾, die beide das spezifisch Differenten mit dem transkulturell Universalen verbinden. Postkoloniale Studien der Zukunft werden sich also einer Form des differenzierenden Universalismus²⁷⁾ bedienen müssen, um die beiden hier angesprochenen Tendenzen miteinander zu verknüpfen.

²²⁾ YOUNG, Postcolonialism (zit. Anm. 2), S. 57.

²³⁾ Ebenda, S. 24.

²⁴⁾ ROLAND ROBERTSON, Glocalization. Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity, in: Global Modernities. Ed. MIKE FEATHERSTONE, SCOTT LASH and ROLAND ROBERTSON, London: Sage 1995, S. 25–44.

²⁵⁾ DIETER RIEMENSCHNEIDER, Contemporary Māori Cultural Practice – from Biculturalism Towards a Glocal Culture, in: Anglistentag Wien 2001: Proceedings, ed. DIETER KASTOVSKY et al., Trier: WVT 2002, S. 133–145.

²⁶⁾ BHABHA, Unsatisfied (zit. Anm. 11).

²⁷⁾ HEINZ ANTOR, Postcolonial Positions and the Study of World Literatures in English, in: New Literatures in English. Prospects and Retrospects. 25 Years of Study, Teaching and Research in German-Speaking Countries. ACOLIT Special Issue No. 4, ed. FRANK SCHULZE-ENGLER, Frankfurt/M.: Institut für England- und Amerikastudien 2002, S. 13–24, hier: S. 15f.

Eine weitere Gegenbewegung zur kolonialen Diskursanalyse ging aus eher historizistisch und materialistisch orientierten Ansätzen hervor, welche die Problematik der sogenannten *agency* aufwarfen und damit die Frage nach der konkreten politischen Funktion postkolonialer Paradigmen und nach deren konkreter Umsetzbarkeit in politisches Handeln. Theoretiker wie Aijaz Ahmad²⁸⁾ und in gewissem Umfang auch Sara Suleri²⁹⁾ wenden sich gegen die Orientierung zahlreicher postkolonialer Kritiker an westlichen poststrukturalistischen und postmodernen Theorien, da sie dies als Komplizenschaft mit der Kultur der Kolonisatoren verstehen. Sie kritisieren solche Repräsentanten postkolonialer Studien wegen deren angeblicher Überbetonung von Fragen des Diskurses und der textuellen Repräsentation, was als Vernachlässigung materieller Aspekte von Politik und historischer Gewalt angeprangert wird. Materielle Ausbeutung und Gewalt funktioniert allerdings stets im Verbund mit epistemischer Gewalt, und es wäre falsch, die Dekonstruktion Letzterer als überflüssig oder gar als eine zynisch-perfide Vermarktung Ersterer auf einem westlich dominierten akademischen Marktplatz misszuverstehen. Vielmehr stellen postkoloniale Studien, ob es sich nun um marxistisch-materialistische Analysen historischer Verhältnisse im Kolonialismus und Imperialismus oder um diskursanalytische Untersuchungen handeln mag, praktische Interventionen in die politischen und kulturellen Verhältnisse und Beziehungen auf der globalisierten Erde dar. So stellt Ato Quayson in seinem Buch ›Postcolonialism. Theory, Practice or Process?‹ fest: „[...] from the point of view of postcolonialism, there is no need to perceive Marxist and postcolonial discourses as mutually incompatible.“³⁰⁾

Durch ihre bewusstseinsformende Funktion in Bezug auf die zunehmend hybriden, pluralen und miteinander verflochtenen Kulturen der Welt und deren politische Wechselwirkungen kommt postkolonialen Studien also eine hohe gesellschaftliche und politische Relevanz zu. So verstehen sich postkoloniale Kritiker nicht als Akademiker in einem mit der Welt unverbundenen Elfenbeinturm, sondern als aktive Träger und Verursacher kritischer Interventionen in das Geschehen in der globalisierten postkolonialen Welt. Ein Beispiel hierfür ist eine von Robert Young im Jahr 1999 neu gegründete Fachzeitschrift für den Bereich postkolonialer Studien, die inzwischen schon hohes Ansehen erworben hat und einen programmatischen Titel trägt: ›Interventions. International Journal of Postcolonial Studies‹. Die dialogische Orientierung der *postcolonial studies* und deren Gegenstand lassen die Auseinandersetzungen in dieser Disziplin schnell zu Interventionen in aktuellen kulturellen und politischen Zusammenhängen werden. So konstruieren postkoloniale Literaturen häufig auf provokante oder subversive Weise die gleichzeitige Koexistenz sich gegenseitig widersprechender kultureller Formationen und Praktiken und lösen so einen dialogischen Prozess aus. Beispielsweise entwerfen etwa indigene Autoren oft neue Diskurse, in denen die Widersprüchlichkeit von

²⁸⁾ AIJAZ AHMAD, *In Theory. Classes, Nations, Literatures*, London: Verso 1992.

²⁹⁾ SARA SULERI, *The Rhetoric of English India*, Chicago: Chicago University Press 1992.

³⁰⁾ ATO QUAYSON, *Postcolonialism. Theory, Practice or Process?*, Cambridge: Polity 2000, S. 14.

kolonialen oder imperialistischen und indigenen Interessen und Positionen zum Ausdruck kommt und die dann politische Wirkkraft entwickeln. Wie bedrohlich dies für bestehende Hegemonialverhältnisse werden kann, belegt auf traurige Weise das tragische Schicksal des nigerianischen Schriftstellers Ken Saro-Wiwa, der seine Interventionen für sein Volk mit dem Leben bezahlen musste. Auch Edward Said selbst ist ein gutes Beispiel für die Wirkungsmacht postkolonialer Kritik als Intervention in internationale Politik, wie Saims zahlreiche Analysen der Palästinafrage und deren breite Rezeption auch außerhalb der Universitäten belegen.

Versteht man postkoloniale Studien als akademische Disziplin mit interventio-nistischem Charakter und als Auseinandersetzung mit der Geschichte und Gegen-wart der internationalen Weltordnung und deren Bedeutung für individuelle wie kollektive Existenzen, so ist die Frage nach deren Relevanz gerade angesichts der beunruhigenden und bedauernswerten weltweiten Entwicklungen der letzten Mo-nate leicht zu beantworten. Postkoloniale Studien und deren Legitimität hängen gerade deshalb aber in entscheidendem Maße davon ab, dass sie nicht nur als Glasperlenspiel einiger Intellektueller hinter den Mauern der Universität betrieben werden. Vielmehr muss das dialogische Ethos dieser Disziplin auch außerhalb des Seminarsaales praktiziert werden, und so sind viele prominente *postcolonial critics* in einem weiteren sozialen und politischen Kontext aktiv, etwa durch Auftritte bei öffentlichen Versammlungen, in den Medien, bei internationalen Konferenzen oder als Berater oder Mitarbeiter nationaler oder internationaler Institutionen und Organisationen.

Es ist eine weitere Konsequenz eines solchen Verständnisses postkolonialer Studien, dass unsere Arbeit die Grenzen traditioneller akademischer Fächer überschreiten und interdisziplinär sein muss. Dies ist angesichts gewachsener Strukturen in den Universitäten nicht immer ein leichtes Unterfangen, und oft haben interdisziplinäre Lippenbekenntnisse ihre Grenzen just an dem Punkt, an dem sie umgesetzt werden sollen. Will man das Phänomen des Postkolonialismus nicht nur exemplarisch und auf der restriktiven Basis regionaler Begrenzung und Spezialisierung verstehen, so muss man Grenzen innerhalb wie jenseits der eigenen Fakultät überschreiten. Da die Emanzipation postkolonialer Studien als einer Universitätsdisziplin in den siebziger Jahren mit Saims kolonialer Diskursanalyse in ›Orientalism‹ begann, sind traditionell die meisten *postcolonial critics* ihrer akademischen Herkunft nach Vertreter der Philologien. Allein die Beschränkung auf meist nur ein bis zwei Fächer in diesem Bereich genügt nicht, um den Postkolonialismus als Phänomen umfassend zu beschreiben. Der ideale postkoloniale Kritiker müsste multilingual sein und zumindest fließend deutsch, englisch, französisch, spanisch, portugiesisch, holländisch, afrikaans, arabisch, russisch, chinesisch und eine ganze Reihe anderer Sprachen sprechen. Dies folgt aus der mannigfaltigen Literaturproduktion, die ehemals kolonisierte Länder hervorgebracht haben, aber auch aus der Tatsache, dass gerade im theoretischen Bereich viele Konzepte und Positionen nicht nur von anglo- oder von frankophonen Denkern konstruiert werden, sondern, etwa in Lateinamerika und in der Karibik, von hispanophonen Kritikern oder, wie in

Südafrika, von Afrikaans-Sprechern, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Hier wird teils auf Übersetzungen zurückzugreifen sein, muss aber vor allem durch interdisziplinäre Zusammenarbeit ein breiteres Verständnis des Postkolonialismus angestrebt werden. Postkoloniale Studien sind aber nicht lediglich ein interdisziplinäres Sammelbecken für die Vertreter der verschiedenen Fremdsprachenphilologien, sondern als eminent kulturwissenschaftlich orientiertes Projekt (in einem weiten Sinne des Begriffes ‚Kulturwissenschaft‘) auf Zusammenarbeit auch mit solchen Disziplinen wie der Philosophie, Geschichtswissenschaft, Psychologie, Soziologie, Politologie, Anthropologie, den Religionswissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, Internationalen Studien und verschiedenen *area studies* angewiesen. Postkoloniale Studien rekurrierten beispielsweise in der Vergangenheit auf die Ergebnisse solcher wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Ansätze wie der *development theory*³¹⁾ und auf Immanuel Wallersteins *world systems theory*³²⁾, die sich mit den Abhängigkeitsverhältnissen zwischen der so genannten „Dritten Welt“ oder „Entwicklungsländern“ und dem Westen im weltweiten kapitalistischen System auseinandersetzen. In jüngster Zeit lieferte im Bereich der Politologie und der internationalen Studien Samuel P. Huntingtons umstrittenes Buch ›The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order‹³³⁾ eine Reibungsfläche für die postkoloniale Theorie. Die Auseinandersetzung mit dem Paradigma des Kulturkonfliktes wird angesichts der jüngsten Entwicklungen auch in der Zukunft noch andauern. ›The Information Age. Economy, Society, and Culture‹, das dreibändige, in den Jahren 1996–1998 veröffentlichte *magnum opus* des in Berkeley tätigen spanischen Soziologen Manuel Castells³⁴⁾, harrt noch der Rezeption durch die postkolonialen Studien, insbesondere der zweite Band von Castells Trilogie mit dem Titel ›The Power of Identity‹, in dem die Funktionen von Ethnizität, Ideologie und *gender* im Kontext der globalen Informationsgesellschaft einer kritischen Analyse unterzogen werden. Aufgrund der hier beschriebenen Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit wurde kürzlich an meiner eigenen Universität in Köln ein Zentrum für inter- und transkulturelle Studien gegründet, dessen Ziel es ist, möglichst viele der hier genannten Fächer in einen fruchtbaren kritischen Dialog miteinander zu bringen und darüber hinaus einen solchen auch mit Organisationen und Institutionen außerhalb der Universität anzustoßen.

Bei all diesen Bemühungen bleibt es ein übergeordnetes Ziel postkolonialer Studien, die Dekolonisierung des Denkens voranzutreiben, also ein Projekt zu

³¹⁾ Zum Beispiel ARTURO ESCOBAR, *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*, Princeton, NJ: Princeton University Press 1995; – OZAY MEHMET, *Westernizing the Third World. The Eurocentricity of European Economic Development Theories*, London: Routledge 1995.

³²⁾ IMMANUEL WALLERSTEIN, *The Essential Wallerstein*, New York: The New Press 2000.

³³⁾ SAMUEL P. HUNTINGTON, *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, London und New York: Touchstone 1998 [¹1996].

³⁴⁾ MANUEL CASTELLS, *The Information Age. Economy, Society and Culture*, Oxford: Blackwell 1996–1998. Vol. I: *The Rise of the Network Society* (1996). Vol. II: *The Power of Identity* (1997). Vol. III: *End of Millennium* (1998).

befördern, das der kenianische Romanschriftsteller und postkoloniale Kritiker Ngugi wa Thiong'o 1986 in einem viel beachteten Buch mit dem Titel ›Decolonising the Mind.³⁵⁾ beschrieb. Gerade deshalb ist die immer wieder einmal anzutreffende Position einiger radikaler postkolonialer Kritiker aus den ehemaligen Kolonien, die westlichen Kritikern die Legitimation zur Teilnahme am postkolonialen Projekt mit dem Hinweis auf deren Herkunft absprechen, unter allen Umständen abzulehnen. In der Tat spielen im Bereich postkolonialer Studien die Position, die Herkunft, der historische und politische, soziale, kulturelle Kontext des Kritikers in noch höherem Maß, als dies ohnehin schon immer der Fall ist, eine ganz entscheidende Rolle. Eine solch ausgrenzende Position wie die hier erwähnte kann aber keinesfalls akzeptiert werden, gilt es doch, die genannte „Decolonization of the Mind“ nicht nur in den Köpfen ehemaliger kolonialer Untertanen voranzutreiben, wie dies Ngugi vor allem in Bezug auf sein eigenes Volk der Gikuyu forderte, sondern auch in so manchem westlichen Hinterkopf, der ebenfalls noch mit kolonialen Stereotypen besetzt ist. Darüber hinaus ist anzumerken, dass die *postcolonial condition* inzwischen eine weltweite geworden ist und durch die globalen Migrationsbewegungen beispielsweise westliche Länder wie Großbritannien, Frankreich und auch Deutschland ebenfalls als postkolonial bezeichnet werden müssen.

Fassen wir zusammen, so werden erhöhte Interdisziplinarität, Überwindung noch vorhandener Binarismen, Überbrückung des nur vermeintlichen Konfliktes zwischen Universalismus und Partikularismus, Überwindung neuer postkolonialer Zentrismen wie beispielsweise einer allzu einseitigen Konzentration auf das Konzept des Kolonialismus, Ergänzung der Paradigmen von Inter- und Multikulturalität durch das der Transkulturalität, die Auseinandersetzung mit Globalisierung und Glokalisierung nur einige der wichtigsten Perspektiven für zukünftige Entwicklungen in den postkolonialen Studien sein. Aus meiner persönlichen Warte als anglistischer Literaturwissenschaftler sei hinzugefügt, dass die hier präsentierten theoretischen Fragen selbstverständlich auch immer einen konzeptuellen Rahmen abgeben für die Rezeption einer immer vielfältiger werdenden und äußerst spannenden anglophonen Weltliteratur, die sich nicht nur ständig äußerst dynamisch weiterentwickelt, sondern die trotz des wachsenden akademischen Interesses an solchen Texten in weiten Teilen ihrer Geschichte auch noch der kritischen Erschließung harrt. Ähnliches gilt wohl auch für frankophone und andere postkoloniale Weltliteraturen.

Postkoloniale Studien haben sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem wichtigen Forschungsgebiet mit hoher außeruniversitärer Relevanz entwickelt. Seit den siebziger Jahren ist ein Prozess der allmählichen Emanzipation dieses interdisziplinären Unterfangens an Hochschulen zu beobachten. Derzeit stößt der postkoloniale Kritiker zwar noch immer vereinzelt bei wenigen Kollegen auf beispielsweise anglozentrische Ablehnung etwa der *New Literatures in English*,

³⁵⁾ NGUGI WA THIONG'O, *Decolonising the Mind*, Harare: Zimbabwe Publishing House 1986.

wie die postkolonialen anglophonen Literaturen oft genannt werden. Es handelt sich dabei jedoch zunehmend um Ausnahmen, und die postkoloniale Theoriebildung hat sogar begonnen, kritische theoretische Ansätze in nicht direkt mit dem Phänomen des Postkolonialismus befassten Bereichen zu beeinflussen – Homi Bhabhas Hybriditätstheorie ist nur ein Beispiel hierfür. Insgesamt lässt sich also feststellen, dass postkoloniale Studien wohl doch mehr als nur eine Modeerscheinung an den Universitäten sind, sondern vielmehr ein wichtiges Projekt akademischer kritischer Auseinandersetzung mit einer immer komplexer werdenden Welt.